

Verpaßt die Kirche eine Chance?

Ein Gespräch mit Leo Karrer über Laientheologen im pastoralen Dienst

Seit gut einem Jahrzehnt arbeiten in den deutschsprachigen Ländern und in den Niederlanden Laientheologen im pastoralen Dienst. Über die bisherigen Erfahrungen mit diesem neuen Potential in der Seelsorge, über die aktuellen Probleme und die Perspektiven für die Laientheologen sprachen wir mit Professor Leo Karrer. Nach langjähriger Tätigkeit als Mentor der Laientheologen in Münster und als Personalassistent im Bistum Basel lehrt er jetzt Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät in Fribourg. Die Fragen stellten Klaus Nien-tiedt und Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Karrer, allein in der Bundesrepublik Deutschland gibt es gegenwärtig mehr als 15 000 Theologiestudenten; ein beträchtlicher Teil davon strebt eine Tätigkeit im pastoralen Dienst an. Es läßt sich absehen, daß die meisten von ihnen wenig Chancen auf eine entsprechende Stelle haben. Ist die große Zeit der Laientheologen im pastoralen Dienst schon wieder vorbei?

Karrer: In den letzten zehn Jahren gab es in der Bundesrepublik, aber auch in Holland, in der Schweiz und in Österreich eine starke Entwicklung hin zum hauptamtlichen Engagement von Laien bzw. Laientheologen in der Seelsorge. Ich bezweifle allerdings, ob das schon die große Zeit der Laientheologen im kirchlichen Dienst gewesen ist. Inzwischen gibt es – im Unterschied zur deutschsprachigen Schweiz und zum Teil zu Österreich – in einigen Bistümern der Bundesrepublik Versuche, die Zahl der Laientheologen im pastoralen Dienst drastisch zu reduzieren. Die Situation nimmt sich bekanntlich von Bistum zu Bistum unterschiedlich aus, und Verallgemeinerungen sind deshalb unangebracht. Tatsache ist aber, daß in einigen Bistümern nicht so viele Laientheologen eingestellt werden, wie ursprünglich vorgesehen.

„Laietheologen stehen unter doppeltem Leistungsdruck“

HK: Welche Motive verbergen sich hinter dieser restriktiven Einstellungspolitik?

Karrer: Aus vielen persönlichen Gesprächen habe ich den Eindruck gewonnen, daß im Hintergrund vor allem die Sorge steht, die Laientheologen könnten zu einer Konkurrenz des herkömmlichen Priesterbildes werden. Deswegen hat man ja auch versucht, sie als Spezialisten möglichst auf überpfarrlicher Ebene einzusetzen, was sich in der Praxis allerdings nicht durchhalten ließ. Im übrigen stecken hinter den zweifelsohne gegebenen finanziellen Schwierigkeiten, auf die man verweist, vielfach grundsätzliche Reserven gegenüber den Laientheologen. Gar zu leicht werden auf dem Rücken eines personellen Novums unbewältigte strukturelle Probleme ausgetragen.

HK: Inwieweit spielt auch eine verständliche Ernüchterung auf seiten der Anstellungsträger eine Rolle? Haben

sich die teilweise beträchtlichen Erwartungen an die neuen Mitarbeiter in der Seelsorge denn wirklich erfüllt?

Karrer: Natürlich gibt es Enttäuschungen, aber nicht nur bei den Anstellungsträgern. Sie kennen ja die Vorwürfe. Man sagt, Laientheologen hätten eine Job-Mentalität, es ginge ihnen vor allem um einen gut dotierten Posten mit 40 Wochenstunden. Gerade dieser Tage sagte mir in Wien ein Kollege, bei den Laientheologen fehle es doch weitgehend am Engagement und an der Identifizierung mit der Kirche. Auch die mangelnde Bereitschaft der Laientheologen zum Diakonat wird ihnen teilweise als mangelnde Spiritualität angekreidet.

HK: Sind solche Vorwürfe nicht teilweise begründet?

Karrer: Sicher gibt es auch bei uns Laientheologen manche Formen des „Klerikalismus“ oder einer gleichsam kaufmännisch berechnenden Schläue, die vor allem auf günstige Berufsbedingungen aus ist. Ich würde aber aufgrund meiner Erfahrung in Münster und als Bischöflicher Personalassistent des Bistums Basel fragen: Gibt es ähnliche defiziente Tendenzen nicht auch bei den klassischen Seelsorgern im herkömmlichen Sinne? Weil es sich bei den Laientheologen um ein neues Potential handelt, stehen sie unter doppeltem Leistungsdruck, auch was das spirituelle Profil betrifft. Das Neue wird gerne beargwöhnt und besonders kritisch getestet. Das Gewohnte hat die Vermutung für sich, das Neue muß sich unter Legitimationsdruck erst bewähren.

HK: Haben viele Laientheologen ihren Ort im kirchlichen Dienst nicht deswegen häufig noch nicht gefunden, weil sie nur zum Notbehelf eingestellt wurden, als es anfangs an Geistlichen zu mangeln schien?

Karrer: Natürlich sind wir Laientheologen nicht das Ergebnis einer weitsichtigen Zukunftsplanung in der Kirche, sondern unser Einsatz ist durch die personelle Notsituation möglich geworden. Aber es darf nicht bei einer Lückenbüssermentalität und strukturell nicht bei Notstandstheorien bleiben. Ich meine schon, daß die Pastoralassistenten inzwischen ihren praktischen Ort gefunden haben: Sie nehmen in der gemeindlichen oder übergemeindlichen Seelsorge verschiedene pastorale Aufgaben in Zusammenarbeit mit einem Priester wahr. Die einen sehen sich bewußt mehr bei den „Randgruppen“ der Gemeinde und andere wieder mehr im „Kernbereich“. Oft üben sie auch schon Aufgaben der „Gemeindeleitung“ aus. Damit entsteht immer mehr bei zunehmendem Priester-mangel ein Druck, auch Dienste zu übernehmen, für die sie nicht zuständig sind. Sie stoßen etwa in der Sakramentenpastoral, bei der Ehe- oder Taufvorbereitung auf die Schranken ihrer Kompetenzen. Es ist deshalb nur zu verständlich, wenn Laientheologinnen und Laientheologen, die sich in den seelsorglichen Aufgaben in den Ge-

meinden oder Pfarrverbänden bewährt haben, auf weitergehende strukturelle Veränderungen des kirchlichen Amtes drängen.

HK: Melden sich diese Forderungen bei den Laientheologen wirklich so stark, oder haben sich nicht viele von ihnen auch mit den Möglichkeiten eingerichtet, die ihnen aufgrund der offiziellen Richtlinien und der bisherigen Praxis zustehen?

Karrer: Man kann beides beobachten. Es gibt Leute, die einfach froh sind über das, was sie in der Gemeinde tun können. Das betrifft nicht zuletzt auch Frauen in der Seelsorge. Für viele unter ihnen ist es durchaus ein Problem, daß sie grundsätzlich nicht Priester werden dürfen; gleichzeitig macht ihnen aber ihre Tätigkeit sehr viel Freude. Andere Laientheologen spüren gerade in dem, was sie tun können, die Grenzen ihrer Zuständigkeit und reiben sich an ihnen.

HK: Würden Gemeinden eine stärkere Mitwirkung von Laientheologen in Gottesdienst, Sakramentspendung und damit eine deutlichere Eingliederung in das kirchliche Amt überhaupt akzeptieren?

Karrer: Ich erinnere mich an die Weihe eines verheirateten Pastoralassistenten zum Diakon in einer kleineren Schweizer Pfarrei. Der Kirchgemeindepräsident dankte damals dem Bischof für die Weihe und sagte gleichzeitig, wir würden wünschen, Sie könnten unseren Diakon zum Priester weihen. Allerdings befürchtete er auch, daß im Falle einer Weihe zum Priester „ihr Diakon“ auf eine größere Pfarrei wechseln müßte. Ich könnte Ihnen viele Beispiele nennen, die zeigen, daß die Gemeinden sich durchaus die Ordination von verheirateten Laienseelsorgern vorstellen können. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß diese sog. Laien menschlich gut ankommen. Aber gilt das nicht auch für die Priester?

„Wir sollten die Konkurrenz der Modelle spielen lassen“

HK: Sie haben ein Beispiel aus der Schweiz genannt, wo man beim Einsatz von Laientheologen in der Seelsorge einen etwas anderen Weg eingeschlagen hat als in den meisten deutschen Bistümern. Wie unterscheiden sich die beiden Erfahrungen?

Karrer: Nach den einschlägigen Richtlinien der Deutschen Bischofskonferenz sollen die Laientheologen als Spezialisten und möglichst auf überpfarrlicher Ebene eingesetzt werden, auch wenn die Praxis dem nicht überall entspricht. In der Schweiz dagegen war von vornherein die Pfarrei die Einsatzebene. Das hängt natürlich mit den staatskirchenrechtlichen Strukturen zusammen, aber auch mit der Grundkonzeption, daß der Ernstfall der Seelsorge im allgemeinen in überschaubaren und lebendigen Gemeinden spielt. Darüber hinaus hat man sich in der Schweiz kirchlicherseits schnell mit den Laientheologen zusammengesetzt, mit ihnen zusammen die Richtlinien

von 1978 ausgearbeitet und sich prinzipiell hinter sie gestellt. Das schafft natürlich eine günstigere Atmosphäre, von der in diesem Bereich ungeheuer viel abhängt.

HK: In der Schweiz hat man sich darüber hinaus für ein Modell der gemeinsamen Ausbildung von Priesteramtskandidaten und Laientheologen entschieden, das nicht unumstritten ist ...

Karrer: Die in der Schweiz praktizierte gemeinsame Ausbildung im Pastoralkurs von Laientheologen und Priesteramtskandidaten wird in der Bundesrepublik häufig als sehr problematisch hingestellt, weil man befürchtet, es könne dadurch zu einem Rückgang der Priesterzahlen kommen. Zumindest für das Bistum Basel ist diese Befürchtung bis jetzt nicht eingetroffen. Wenn die nicht ordinierten Seelsorger und die Priester später in der Praxis eng zusammenarbeiten und ein gutes Verhältnis zueinander finden sollen, dann muß die Bereitschaft dazu schon vor dem konkreten Einsatz eingeübt werden. Wenn der pastorale Dienst vom Priester eine hohe Sensibilität und eine entsprechende Spiritualität verlangt, dann ist nicht einsichtig, warum das nicht auch für Laienseelsorger gilt. Aus diesem Grund befürworten wir eine möglichst gemeinsame Ausbildung. Im übrigen sind, seitdem bei uns die Laientheologen auch im Seminar wohnen können, die Dispensgesuche bei den seither Geweihten massiv zurückgegangen.

HK: Bei den Kritikern dieses Ausbildungsmodells steht das Argument im Vordergrund, Priester und Laien hätten eine jeweils eigene Spiritualität, und von daher sei es unmöglich, sie zusammen in einem Kurs, in einem Haus ausbilden zu lassen. Steckt hinter dem Schweizer Modell eine andere Auffassung von der Spiritualität der Seelsorger?

Karrer: Ich bin nicht sicher, ob man einfach die jeweiligen Modelle für die Ausbildung auf unterschiedliche Grundkonzeptionen zurückführen kann. Verstecken sich hinter solcher Argumentation nicht zuweilen uneingestandene Ängste und Befürchtungen? Es gibt ja auch in der Bundesrepublik sehr unterschiedliche Tendenzen und Ansichten; und auch dort möchte man mancherorts mehr, als offiziell zugestanden wird. Es ist unbestritten, daß einer, der sich für den Zölibat entscheidet, seine Seelsorgerspiritualität anders konkretisiert als einer, der verheiratet oder unfreiwillig unverheiratet ist. Wichtiger ist allerdings, daß es eine gemeinsame Spiritualität des Christseins gibt, den stets neuen Versuch, aus der Hoffnung, die uns im Glauben an Jesus Christus geschenkt ist, den Dienst in der Kirche zu vollziehen. Die Unterschiede haben mit der Konkretisierung dieses gemeinsamen spirituellen Fundaments zu tun.

HK: Halten Sie das Nebeneinander konkurrierender Modelle zum jetzigen Zeitpunkt für einen Nachteil?

Karrer: Es ist m. E. immer gut für uns in der Kirche, wenn wir die Konkurrenz der Modelle in allen Bereichen spielen lassen und auf die Kraft der Sache und der Argumente vertrauen. Man sollte nicht aus der Angst heraus, die

Dinge könnten nicht so laufen, wie man es offiziell wünscht, und daß sie außer Kontrolle geraten, auf möglichst große Uniformität und Überwachung setzen. Die Offenheit ist nicht unbedingt leichter oder weniger schmerzhaft. Sie führt aber zu authentischeren Entscheidungen und Auseinandersetzungen.

„Ist unsere Sorge wirklich eine lebendige Gemeinde?“

HK: Wie hat sich in den Deutschschweizer Bistümern mit ihren relativ vielen Pastoralassistenten die Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laientheologen eingespielt? Wie arbeiten die Pastoralteams, und hat sich das Gesicht der Seelsorge in den Gemeinden verändert?

Karrer: An Versuchen zu Teambildungen bis hin zu Wohngemeinschaften von verheirateten und unverheirateten Seelsorgern fehlt es nicht, gerade im Bistum Basel. Es zeigt sich aber auch, wie wenig wir geübt sind, Vorstellungen von Teamarbeit in die Tat umzusetzen und sie auf längere Sicht durchzuhalten. Es gibt in diesem Bereich gelungene Modelle, aber auch viele Versuche, die nach zwei oder drei Jahren abgebrochen wurden. Ich würde es jedenfalls tragisch finden, wenn solche Experimente nicht mehr gewagt würden.

HK: Werden Versuche mit Seelsorgeteams aus Geistlichen und Laien nicht auch dadurch beeinträchtigt, daß die letzte Verantwortung für die Pfarrei doch beim Priester liegt und so etwas wie eine Laufbahn, also gegebenenfalls die Zulassung zur Ordination auch nach Bewährung im pastoralen Dienst nicht möglich ist?

Karrer: Nach meinen Beobachtungen betreffen die Spannungen, die zu Brüchen geführt haben, stärker den persönlichen Bereich, während man sich „ideologisch“ und in den Zielvorstellungen für die Seelsorge oft weitgehend einig war. Probleme können entstehen, wenn Wohngemeinschaften zu eng konzipiert werden und etwa einer werdenden Familie nicht genügend Freiraum im Rahmen eines Pfarrhaushaltes eingeräumt wird. Im Hauruck-Verfahren sind solche Versuche nicht zu programmieren. Vielmehr müssen sie behutsam gewagt und offen reflektiert und gegebenenfalls mutig korrigiert werden. Man darf doch auch lernen, wie man es entweder nicht oder besser macht.

HK: Wir haben bisher nur von den Spannungen gesprochen, die sich aus dem Verhältnis der Laientheologen zu den Priestern ergeben. Auf der anderen Seite werden die neuen hauptamtlichen Mitarbeiter aber auch von der Gemeindeftheologie her in Frage gestellt: Durch sie werde der notwendige Übergang von einer versorgten zu einer aktiven Gemeinde eher behindert als gefördert. Geraten Laien in der Seelsorge damit nicht zwischen sämtliche Stühle?

Karrer: Wir dürfen die Probleme und Chancen der Laientheologen weiß Gott nicht aus einer isolierten Laientheo-

logienperspektive angehen. Vielmehr müssen wir uns wie alle anderen Mitarbeiter in der Seelsorge fragen, wozu wir eigentlich angetreten sind; was haben wir unternommen, als Sendung der Kirche in der heutigen Gesellschaft zu vertreten. Es geht doch nicht darum, daß wir auch einen Job in der Kirche haben und uns „Marktanteile“ sichern.

HK: Worauf käme es dann vor allem an?

Karrer: Wir müssen von der Frage ausgehen, was eine christliche Gemeinde heute soll und wie Kirche in unserer Gesellschaft missionarisch wirken kann. Dann, aber auch erst dann, stellt sich die Frage, welcher Dienste die Kirche zur Ausübung ihrer Sendung bedarf. Die Kirche hat doch theologisch einen viel weiteren Freiheitsraum, das pastoral Notwendige z. B. in der Amtsfrage zu wagen und verantwortungsvoll zu suchen, als sie sich das offiziell eingesteht. Die Suche nach den Perspektiven des pastoralen Dienstes gilt für Pastoralreferenten ebenso wie für die anderen Kategorien von Seelsorgern. Wir dürfen ob der Frage nach Priestern und Laientheologen nicht die Katecheten, Gemeindeassistenten/innen oder die Jugend- und Sozialarbeiter in den Gemeinden übersehen. Wir müssen uns immer selbstkritisch prüfen: Ist unsere Sorge auch wirklich eine dynamische, lebendige Gemeinde, oder sind wir nicht auch zu schnell Funktionäre, die von einer Zentrale geschickt werden und die dann meinen, alles wieder an sich ziehen zu können, sobald sie etabliert sind?

„Laienseelsorger müssen versuchen, das Mögliche möglichst gut zu tun“

HK: Halten Sie die ab und zu geäußerte Sorge, der Einsatz von hauptamtlichen Laienkräften in der Seelsorge könne nachteilige Folgen für das ehrenamtliche Engagement haben, also für berechtigt?

Karrer: Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, sondern vielmehr wachsam zu beachten. Man sollte aber nicht Bedenken im Blick auf die Laientheologen anmelden, die man gegenüber den Priestern nicht kannte. Das Argument, hauptamtliche Mitarbeiter könnten ehrenamtliche verdrängen, wird leider oft aus einem grundsätzlichen Ressentiment gegenüber den sog. Laiendiensten gespeist. In unseren Breitengraden gehe ich davon aus, daß die Gemeinden, gerade wenn sie lebendige Gemeinden werden sollen, auch des qualifizierten und kontinuierlichen Dienstes bedürfen. Das Problem liegt vermutlich auch darin, daß ehrenamtliche und hauptamtliche Dienste nur alternativ betrachtet werden.

HK: Der Einsatz von hauptamtlichen Laienmitarbeitern im pastoralen Dienst ist aber in jedem Fall eine Besonderheit deutschsprachiger Länder. In anderen Ländern, etwa in Frankreich, wo die finanziellen Mittel für hauptamtliche fehlen, setzt man stärker auf die Aktivierung von ehrenamtlichen Kräften aus den Gemeinden. Ist das nicht vielleicht doch der zukunftsreichere Weg?

Karrer: Da bin ich nicht so sicher. Im übrigen tauchen die entscheidenden Fragen, die sich bei uns aus dem Einsatz von Laienseelsorgern ergeben, auch anderswo in der Weltkirche auf: Denken Sie an die „animadores“ in den Basisgemeinden Südamerikas oder an die Distrikt- und Schulkatecheten in den Missionsgebieten. Auch dort geht es darum, ob die Kirche bereit und willens ist, in der jeweiligen Situation den Seelsorgern, die nicht Priester werden dürfen, möglichst große Entfaltungsmöglichkeiten zu gewähren. Dann stellen sich natürlich eben die Fragen bis hin zur Leitung der Eucharistiefeier und zur Gemeindeleitung im vollen Sinn. Gerade im weltkirchlichen Maßstab zeigt sich also, daß die Frage der *virī probatī* und der vollen Amtsfähigkeit der Frau bei uns weiter wachgehalten werden müssen, weil es sich dabei nicht um Sonderwünsche reicher Kirchen handelt, sondern um pastorale Grundprobleme. Man kann doch nicht davon ausgehen, daß die Priester, die schon von der Qualität der Seelsorge her unter erhöhten Ansprüchen stehen, noch zusätzlich immer mehr Pfarreien formell übernehmen, aber nicht mehr pastoral mit den Menschen zusammenkommen und zusammenarbeiten können.

HK: Auf solche Notlösungen wird aber zur Überwindung der „Durststrecke“ des Priestermangels immer mehr gesetzt ...

Karrer: Man bildet Pfarrverbände, um für die Stunde X gerüstet zu sein, wenn in den nächsten Jahren die starken Weihejahrgänge ins Pensionsalter kommen. Solche Notlösungen sind problematisch: Seelsorge heißt doch, in überschaubaren Gemeinschaftsformen mit den Menschen unterwegs zu sein und ein glaubwürdiges Zeugnis zu leben versuchen, damit in diesen Gruppierungen die Glaubensbotschaft weitergegeben werden kann. Gerade deshalb ist entscheidend, daß Seelsorger, ganz gleich, ob sie voll-, halb- oder nebenamtlich arbeiten, mit den Menschen in Kontakt stehen und nicht in einer Zentrale von ihnen angegangen werden müssen. Dazu kommt die Gefahr, daß sich der Dienst des Priesters immer mehr auf Liturgie und Sakramentenspendung und auf formelle Kompetenzen reduziert, während die eigentliche Seelsorge in der Hand von „Laien“ liegt.

HK: Wäre es ein Ausweg aus dieser schwierigen Situation, wenn sich mehr Lientheologen zu Diakonen weihen ließen, um damit in das kirchliche Amt integriert zu werden?

Karrer: Ich weiß, daß ich mit meiner grundsätzlichen Befürwortung des Diakonats nicht repräsentativ für die Lientheologen spreche. Man kann sich auf seiten der Lientheologen zu lange aus ideologischen Gründen gegen den Diakonats aussprechen. Aber man kann auch zu schnell dafür sein, wenn man etwa glaubt, die Probleme des Priestermangels könnten durch den Diakonats behoben werden. Es gibt zweifellos Gründe, die für den Diakonats sprechen, gerade um der seelsorglichen Arbeit willen. Auch könnte es sein, daß die Kirche sich eher für die Weihe von *virī probatī* öffnet, wenn sie mit Hunderten

oder Tausenden von verheirateten Diakonen gute Erfahrungen gemacht hat.

HK: Käme es also vor allem darauf an, die schon bestehenden Möglichkeiten für die Laienmitarbeiter im pastoralen Dienst auszuschöpfen?

Karrer: Es braucht eine Doppelstrategie. Die Laienseelsorger, seien es Katecheten, Absolventen der Fachhochschulen, Pastoralassistenten usw., müssen versuchen, das schön Mögliche möglichst gut zu tun. Es kommt darauf an, daß die Entscheidungsträger in der Kirche Zutrauen zu uns fassen und dann vielleicht auch manche Vorbehalte fallenlassen und offener werden für institutionelle weiterführende Rahmen-Bedingungen. Aber wir müssen den Rahmen menschlich überzeugend und durch pastorale „Qualitätsarbeit“ füllen.

„Es gibt eine Tendenz, alles wieder in den Griff zu bekommen“

HK: Sind hier in den vergangenen Jahren von seiten der Betroffenen Chancen verpaßt worden?

Karrer: Im ersten Jahrzehnt der Lientheologen als Pastoralassistenten ist zumindest quantitativ der Spielraum nicht ausgenutzt worden. In der Bundesrepublik hatte ich bis 1978 ca. 250 Stellenangebote, von denen kaum die Hälfte besetzt werden konnte. In Österreich hört man heute noch die Klage, es gebe zwar viele Theologiestudenten, man finde aber nicht die nötigen Leute für den pastoralen Dienst. Auch in der Schweiz hatten wir bis zu diesem Jahr zu wenig Laienseelsorger im Verhältnis zur Nachfrage. Ich möchte deshalb dafür plädieren, das jetzt schon Mögliche zu tun und gleichzeitig gegenüber den Verantwortlichen in der Kirche, gelegen oder ungelegen, die weiterführenden Schritte, wie z.B. volle Amtsfähigkeit der Frau und Weihe von *virī probatī*, mit allem Nachdruck zu vertreten.

HK: Gibt es für die von Ihnen vorgeschlagene Doppelstrategie überhaupt realistische Erfolgsaussichten? In der Bundesrepublik zumindest scheinen sich die Dinge doch eher so zu entwickeln, daß es zwar weiterhin Pastoralassistenten geben wird, daß sie aber als relativ kleine Gruppe kaum die Reformdynamik ausstrahlen können, die Sie erhoffen ...

Karrer: Insgesamt habe ich von uns Lientheologen schon mehr Dynamik – auch weit über den pastoralen Bereich hinaus – erwartet. Andererseits ist die Entwicklung vielleicht immer so gelaufen, daß man eher pragmatisch begonnen hat, sich dann erst der Implikationen dieses Novums bewußt wurde und dann eine retardierende Tendenz Platz gegriffen hat. Zweifellos gibt es eine Tendenz, alles wieder in den Griff zu bekommen, alles, was sich unkontrolliert entwickeln könnte, von vornherein in sichere Bahnen zu lenken. Hierher gehören auch Versuche, die Zahl der Lientheologen im pastoralen Dienst zu reduzieren, obwohl man ihrer dringlichst bedarf. Der lange Atem

der Laien im pastoralen Dienst wird sicher noch manchen Test bestehen müssen.

HK: Ist es mit dem langen Atem so weit her? Trifft man bei Laientheologen gegenwärtig nicht eher eine gewisse Wehleidigkeit angesichts der schlechter werdenden Berufsaussichten im pastoralen Dienst?

Karrer: Ich möchte dem nicht generell widersprechen. Wenn es allerdings in der Bundesrepublik Tausende von Studierenden gibt, die dazu bereit wären, in die Pastoral zu gehen, und die sehen, daß sie in den Gemeinden erwünscht wären, gleichzeitig manche Diözesen aber eine massiv restriktive Tendenz verfolgen, dann muß man sich nicht wundern, daß viele dieser Laientheologen tief verletzt sind. Hier schafft die Kirche durch ihr Verhalten gegenüber dem Potential der Laientheologen selber Kirchendistanzierte. Auf der anderen Seite gibt es bei Theologiestudenten tatsächlich die Mentalität, die „da oben“ in der Kirche müßten sie möglichst schnell und möglichst alle mit offenen Armen aufnehmen, ohne daß man sich selber in einem Entscheidungsprozeß auf die konkrete Kirche einläßt.

„Es braucht eine Solidarisierung derer, die für offene Wege in der Pastoral eintreten“

HK: Wie steht es mit der Bereitschaft bei Laientheologen, Gehaltseinbußen in Kauf zu nehmen, um damit zusätzliche Stellen zu schaffen?

Karrer: Ich möchte manchem Bischof wünschen, er hätte einschlägige Diskussionen in Gruppen von Pastoralreferenten mitverfolgt, wo sehr ernsthaft über Möglichkeiten von Jobsharing, über den Verzicht auf eine Gehaltserhöhung und dergleichen mehr nachgedacht wurde. Solche Überlegungen hat man übrigens sogar schon in den Jahren 1976/77 z. B. bei den Pastoralassistenten im Bistum Münster angestellt, und sie kommen jetzt bei Tagungen von Laientheologen wieder in die Diskussion, und zwar in einer Art und Weise, die mich beeindruckt.

HK: Dürfen wir nochmals auf die unterschiedlichen Ausbildungsmodelle in der Bundesrepublik und in der Schweiz zurückkommen? Werden die Schweizer Bistümer ihren bisherigen Weg weitergehen?

Karrer: Uns stellt sich immer wieder die Frage, wie wir uns gegenüber einem allgemeinen Trend, vor allem wenn er in der Bundesrepublik stark verfochten wird, verhalten können. Auf der anderen Seite haben wir doch ein staatskirchenrechtliches System, das sehr viele Entscheidungen an die Basis verlagert. Es bietet auch in Zukunft eine gewisse Gewähr dafür, daß die Anliegen der Gemeinden zu ihrem Recht kommen. Es braucht allerdings – und das gilt natürlich nicht nur für die Schweiz – eine stärkere Solidarisierung all derer, die für offene Wege in der Pastoral eintreten. Anders wird es kaum möglich sein, die Anliegen wirkungsvoll zu vertreten, die wir um der Sendung der

Kirche willen glauben vertreten zu müssen. Ob dies dann wirklich auch die Wege des Geistes Gottes sind, kann man natürlich nie mit Sicherheit behaupten. Das bleibt letztlich bei allem verantwortlichen Bemühen offen.

HK: Wenn wir Sie recht verstehen, betrachten Sie selbst den Einsatz von hauptamtlichen Laien im pastoralen Dienst, wie er sich bisher entwickelt hat, nur als eine Übergangsphase?

Karrer: In bestimmter Hinsicht befinden wir uns tatsächlich in einer Übergangsphase, die man aber genauer qualifizieren muß. Es ist in der Kirche immer so gewesen, daß neue Aufbrüche ihre Zeit gebraucht haben. Gegenwärtig scheinen sich die Hoffnungen auf eine Neustrukturierung des kirchlichen Amtes oder auch auf stärker synodale Strukturen in der Kirche, die in der ersten Phase des nachkonziliaren Aufbruchs geäußert wurden, zu verzögern. Diese Fragen stehen allerdings immer noch im Raum, wie auch die nach den konkreten Wegen zur lebendigen und missionarischen Gemeinde. In dieser Situation scheint mir wichtig, den Weg miteinander zu gehen und immer wieder das Gespräch zu suchen, gerade auch mit den Entscheidungsträgern in der Kirche.

HK: Aus dem, was Sie bisher sagten, könnte man den Eindruck gewinnen, die Laien im pastoralen Dienst seien eine ziemlich einheitliche Gruppe, die auf der Seite derjenigen steht, die für eine Fortführung innerkirchlicher Reformen eintreten. Ist dem wirklich so?

Karrer: Was ich in diesem Zusammenhang schon vor zehn Jahren gesagt habe, gilt auch heute noch: Bei den Laientheologen können Sie eine Spektralanalyse des jeweiligen Landeskatholizismus vornehmen. In diesem Potential gibt es alle Schattierungen von links nach rechts, von progressiv und konservativ, um es so vereinfacht auszudrücken. Es gibt darunter sowohl mehr politisch als auch eher mystisch oder charismatisch orientierte Christen. Die Laientheologen gibt es als einheitliche Gruppe ebensowenig wie die Priesteramtskandidaten, die Priester, die Frauen oder die Männer.

„Vielleicht werden wir bald den abgewiesenen Laienseelsorgern nachtrauern“

HK: Würden Sie sagen, die Kirche unterschätzt grundsätzlich die Chancen, die ihr durch mehr theologisch gebildete Laien zugewachsen sind?

Karrer: Unter den Laientheologen gibt es viele Frauen und Männer, die man der Kirche um ihrer Zukunft und ihrer Sendung und um der Menschen willen nur als Mitarbeiter wünschen kann. Man muß sich die Frage stellen, wie einmal gewisse Bistümer in der Bundesrepublik oder wie die Deutsche Bischofskonferenz vor der Geschichte dastehen werden, wenn sie die heute möglichen Berufungen verschleudern und verschwenden. In den dreißiger Jahren wurden in Deutschland Priesteramtskandidaten

abgewiesen; heute wäre man froh um diese zusätzlichen Priester. Vielleicht werden wir bald ebenso den jetzt abgewiesenen Laienseelsorgern nachtrauern. Natürlich werden durch den verstärkten Einsatz von Laienseelsorgern die Probleme in der Kirche nicht einfach weniger; es ist aber die schlechteste Lösung, wenn in der Kirche Fragen, wie etwa die der *virī probatī*, offiziell tabuisiert werden.

HK: Auch wenn nur eine begrenzte Zahl von Laientheologen im pastoralen Dienst eingestellt wird, muß sich die Kirche darauf einstellen, daß sie es in Zukunft auf jeden Fall mit einer beachtlichen Zahl von ausgebildeten Laien zu tun haben wird. Welche Auswirkungen kann diese Entwicklung haben?

Karrer: Hier liegen für mich auch noch viele offene Fragen. Natürlich hat es Auswirkungen, wenn Tausende von Männern und Frauen mit theologischer und religionspädagogischer Kompetenz immer mehr das Selbstbewußtsein der Kirche mitprägen. Unter ihnen sind Leute verschiedenster Schattierung in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht, sie haben unterschiedliche Qualifikationen und Interessen, es sind Verheiratete und Unverheiratete und Leute mit sehr unterschiedlicher Nähe und Distanz zur Kirche. Es gibt darunter auch Männer und Frauen, die

sich von den Normen der Kirche oder auch praktisch von den Gemeinden distanzieren. Wie die Kirche auf die Dauer dieses Potential verdaut, ist die Frage, die noch bevorsteht und wohl an die Grenzen unserer Kraft und Phantasie gehen wird. Diese Fragen verdienen es, daß wir alle sie nicht unbeachtet lassen.

HK: Und wie werden wir kirchlich mit der Tatsache fertig, daß wir künftig wie in anderen akademischen Bereichen auch mit einer beträchtlichen Zahl arbeitsloser Theologen, aber mit viel zuwenig Priestern zu rechnen haben?

Karrer: Ich weiß kein Patentrezept. Die Situation ist zwar in der Schweiz ganz anders als in der Bundesrepublik; in Österreich sieht es wieder anders aus. Wenn ich sehe, daß wir Tausende von studierenden Laientheologen und Laientheologinnen haben, die von vornherein wissen, daß sie nachher in der Schule oder im pastoralen Dienst keine Chance zur Anstellung haben, kann einen das nicht unbeeiligt lassen. Es gibt schon viele herzhaftere Vorschläge, aber keine durchschlagenden Ratschläge. Man müßte auch Möglichkeiten einer Beschäftigung über den kirchlichen Bereich hinaus ins Auge fassen und soweit möglich die Leute zur Selbsthilfe ermuntern.

Zum Berufsbild und Selbstverständnis des Religionslehrers

Eine Erklärung der Kommission für Erziehung und Schule der Deutschen Bischofskonferenz

Als Ergänzung zu unserem Bericht (vgl. ds. Heft, S. 497) dokumentieren wir die zentralen Passagen der bischöflichen Erklärung, die sich mit der Stellung des Religionslehrers im Spannungsfeld von Schule und Kirche, mit seiner Eigenschaft als Zeuge des Glaubens und seiner Spiritualität befassen.

Religionslehrer und Schule

Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach in der Schule. Seine Noten sind „versetzungserheblich“. Die meisten Religionslehrer haben sich durch eine staatliche Prüfung für dieses Fach qualifiziert. Sie haben neben dem Religionsunterricht noch andere, „profane“ Fächer zu unterrichten. In der Regel sind sie wie ihre Fachkollegen Beamte oder Angestellte des Staates. Hinzu kommt die in verschiedenen Bundesländern unterschiedlich große Zahl der im kirchlichen Dienst stehenden Religionslehrer und Katechetten. Für sie alle ist die staatliche Schulverwaltung weisungsgebend. Jeder Religionslehrer muß sich daher an die Vorgaben und Bestimmungen des Staates halten, und im Sinne der Partnerschaft von Staat und Kirche muß die Kirche ein Interesse daran haben, daß der Religionslehrer dies tut.

Die staatliche Autorität tritt dem Religionslehrer vor allem in der staatlichen Schulaufsicht und in den verordne-

ten – inhaltlich freilich von den Bischöfen verantworteten – Lehrplänen entgegen. In der Organisation seines Unterrichts ist der Religionslehrer an den Rahmen des gegenwärtigen Schulwesens gebunden. Er ist z.B. zur Erhaltung der Disziplin in der Klasse und nicht zuletzt zu einer Leistungsbewertung der Schüler verpflichtet – wie jeder andere Lehrer in anderen Fächern auch. Der Religionsunterricht hat teil an der allgemeinen Aufgabenstellung und am Erziehungsauftrag der Schule. Die Zielsetzung der Aufgaben der Schule sollen vom Religionsunterricht her mitbegründet und getragen werden. Religionsunterricht ist dabei wie jeder Fachunterricht auf ein wissenschaftliches Bezugsfach, hier die Katholische Theologie, verwiesen. So gesehen ist Religionsunterricht altersstufengemäße Reflexion des Glaubens der Kirche unter den Lernbedingungen der Schule. Ebenfalls spielen bei der inhaltlichen und methodischen Gestaltung von Religionsunterricht andere Wissenschaften eine Rolle, etwa die Theorien des Lernens, der Didaktik sowie umfassende erziehungswissenschaftliche Reflexionen und Positionen.

Ein Religionslehrer, dem zuerst daran liegt, den Glauben für seine Schüler lebensbedeutsam werden zu lassen und sie zu verantwortlichem Denken und Verhalten im Hinblick auf Religion und Glaube zu befähigen, kann das